

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 17

Artikel: Die Sage von der Befreiung der Waldstätte
Autor: Leupin, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636120>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Räuchli us de Bäume=n-ufe cho, und jek no eis, dr Karli isch ufgestande — jek wieder und größer und schnäller ischs ufgfahre, und jek im Dach es Fürli; do het dr Karli in Huet loh ligge=n-i de Stude — und rüeft is Dörfli abe: „Fürjo, Fürjo!“ und isch gsprunge, hübelab über Matte=n-und Furrenacher, isch einisch blybe stoh, die holi Hand am Muul, und im Rüeße=n-isch er wyter gsprunge=n-über Gräbe=n-und Bördli. Dr Ote=n-agma, glost — und gluegt gägem Dorf und gägem Hübel, wo sie gschafet hei. Do, wo=n-er gäg dr Teufi chunnt und eister lüter rüeft, wie wenn em Eine=n-uf de Fücke wär miteme Mäfler, do ischs im Dörfli läbig worde.

„Fürjo!“ hets gheiße und jage s'Wägli ufe, im Karli zue; dä chunnt über d'Matte=n-abe gäg dr Teufi, wäht us mit de=n-Arme, aber müehsam gohts uf syne=n-alte, lahme Beine, wie wenn er imene Sturmloft ergäge gieng, so chriecht er jeke gägem Rain duruf, de Lüte no, jek haner nümme wyter, d'Hand het er ufs Härz, wie wenn ers nümme meh möcht träge. Do gseht er dr Rauch as wie ne große, graue Vogel überm Husdach ufescho; no einisch nimmt er Ote, lauft wyter, do sy die Erste zum Hus zuecho; dr Karli wott blybe stoh, uffchnufe. Do gseht er, as sie bim Hus verby und gäg dr Schür zuespringe und gschraue het er:

„Hälfio! Für s'Chind, für s'Chind!“ Aber zu dr Stahlstür nye laufe sie, und die Lüt, wo dr Rain ufchöme, göh fürahne; aber wie=n-er mueh schnufe und wies em müehsam goht, het keine g'achtet und keine hets gleh, wie=n-er am gäche Rain umgafalle=n-isch und gimmeret het, wie wenn er ne Stich is Härz übercho hätt. No einisch stoht er uf, wo=n-er s'Füür mit große Fäde über s'Hus gseht länge. — Do ghört ers wie vo wnt här nes Stimmlü rüefe; es heiteret i sym Gsicht, wie wenn er s'Glöggli vo dehome wieder ghörti, und jek: wär stoht ufem Fänsterbank, zwee Schueh überm Bode! Nes Chind, s'Breneli und streckt d'Mermli us und rüeft: „Engemah —, nit furtgange —, Engemah!“ Wie wenn dr Karli no einisch jung worde wär, so winkt er jek:

„Hälfio, Hälfio, für s'Chind!“ Do ghört er no ne Schrei vom Hübel här und gseht no s'Bürli müeti gägem Hus und Fänster springe.

Dr Karli gwahret niemer meh. Beid Arme het er usgestreckt, wie wenn er müeht ertrinke und isch z'Bode gfallene.

Wo s'Hus abebrönnt isch und dr rot Vogel syni Fäde het loh hange, isch s'Marebeth i dr Hostet hin und här gsprunge, het gschraue und d'Händ überm Chopf zäme gschlage. Aber dr Bürli Seppeli het s'Chind i de=n-Arme gha und syner Frau zuegredt:

„Marebeth, Marebeth, lueg au, was mr hei s'Breneli, üses Breneli hei mr no!“



Die Tellskapelle. (Nach einer Aufnahme im Winter.)

Do isch s'Marebeth abe g'chneuet und het d'Händ zum Himmel ufe gha:

„G'lobt sei dr lieb Heiland im Himmel obe!“

Lang, lang het s'Breneli i die schwarze Mure hnegluegt, mit große=n-Muge; do hets uf eismol s'Chöpfli uf, luegt gägem Rainli abe und i sym Gsicht ischs heiter worde:

„Mah, Engemah!“ hets grüeft. Und mitem Händli hets no dr Matte=n-abe dütet, wo dr Karli gläge=n-isch, wie wenn er täti schlofe. Glächlet het er i sym lekte Schlof, wie wenn er vorem Stärbe no imene liebe Mönstschchind hätt welle Läbwohl säge.

Wo s'Chind dr Holzmacher Karli gseh het, wie=n-er so still zwische blaue Beieli und wyße Windrösli underm Baum gläge=n-isch, hets en lang agluegt und feis Aug ab em to, wie wenns tät warte, bis er tüei erwache; do uf eismol schüttlets langsam dr Chopf und seit:

„Mah schlofe! Lieb Mah nimm Enge mache!“

— Ende. —

Die Sage von der Befreiung der Waldstätte.

Don Albert Leupin.

Seit dem Jahre 1908 zeigen die Briefmarkenwerte von zwei, drei und fünf Rappen das Tellenbülein mit des Vaters Armbrust und dem pfeildurchbohrten Apfel. Die Geschichte dieser Marke ist nicht sehr glorreich. Ihr bekannt-

testes Dokument ist die Radierung auf Blatt 26 der neuesten Welti-Mappe des „Kunstwart“. Im Kriegsjahr 1914 folgte auf den Zehner-, Zwölfer- und Fünfzehner-Werten Rißlings idealisierter Tellidentmalkopf. In jeder Schwei-



Der Rütli Schwur. Freskogemälde in der Tellskapelle von Stüdelberg.

zefamilie und außerhalb unserer Grenzpfähle in allen Ländern der internationalen Postunion erzählen die Tellmarken von den kühnen Taten unserer Ahnen und wecken die Erinnerung an ähnliche Schicksale.

Wie weh tat es uns allen, den Tell zu verlieren! Zu verlieren, um ihn — wiederzufinden! Vor allem sind es die Innerschweizer, die sich jeder Beweisführung gegen Tell trotzig verschlossen und noch verschließen. Lusser schreibt in seiner „Geschichte des Kantons Uri“:

... Wagte zur Seltenheit einer Zweifel dagegen zu erheben, so mußte er öffentlich Abrede leisten und seine Schriften wurden auf Regierungsbefehl durch Henkershand öffentlich verbrannt. Vaterländisch gesinnte Männer übernahmen freiwillig die Widerlegung der Zweifler und die Verteidigung der Tellgeschichte.“

Für uns ist es besonders interessant zu vernehmen, daß zwei Berner den ersten systematischen Angriff auf die Tellgeschichte gewagt haben. Der eine ist Gottlieb Emanuel von Haller, Bibliothekar und Kriegsratsschreiber in Bern, Sohn des großen Albrecht von Haller und der Marianne Wnh, geboren 1735 zu Bern und gestorben 1786 als Landvogt zu Nyon. Der andere ist Uriel Freudenberger, 1705 bis 1768, Sohn eines ehrsamten Handwerkers, dessen Familie schon seit einem Jahrhundert in Bern eingebürgert war. Er amtierte als Prediger am Infirmitätspital in Bern und später als Pfarrer zu Pigerz. Im Jahre 1760 publizierten Haller und Freudenberger ihre Tellstreitschriften „Guillaume Tell, une fable danoise“ und „Der Wilhelm Tell, ein dänisches Märchen“, die einen Sturm der Entrüstung im ganzen Schweizerlande entfesselten. Die Entstehungsgeschichte dieser Schriften und ihre Nachwirkungen offenbaren uns so recht den Geist jener Zeit, und wir tun gut daran, näher auf die Ursachen des Tellstreites einzugehen. Die beiden Berner waren übrigens nicht

die ersten, die an der Tellsgeschichte zu zweifeln gewagt hatten.

Schon der St. Galler Reformator Badian (1484–1551) hatte in seiner Chronik geschrieben:

„Von diesen drei londern sagend vil, ires alters und hartumens halb, seltsam sachen... Besorg ich das vil fabelwerck von denselben anzeigt si und anders darnehend, das sich mit warhait nit vergleicht.“

Auch der Freiburger Guiliann erlaubte sich 1607, in einem Briefe an den St. Galler Gelehrten Goldast, ähnliche feigerische Gedanken zu äußern. Und Isaaß Iselin, der berühmte Basler Gelehrte, in Basel endlich wies 1727 in seinem Lexikon auf die Ähnlichkeit unserer Tellsgeschichte mit der älteren dänischen Toko-Sage hin. Im Jahre 1752, gleich nach seiner Uebersiedlung nach Pigerz, schrieb Freudenberger die „Gründe über die Geschichte des Wilhelm Tell, zu beweisen, daß selbe nur eine Fabel sei.“ Seine geschichtlichen Studien brachten ihn im Verlaufe mit dem um dreißig Jahre jüngeren Haller, welcher damals schon die Stoffsammlung für seine Bibliothek der Schweizergeschichte begonnen hatte, in Korrespondenz. Beide gewannen nun besonderes Interesse an den Untersuchungen über die Tellsgeschichte, weil in den Fünfzigerjahren Iselin und Voltaire ihre Zweifel an der Telleristenz verstärkt hatten. Nachdem Freudenberger seinen Aufsatz von 1752 an der Jahreswende 1758/59 durch Zusätze ergänzt hatte, sandte ihn Haller an befreundete Fachgenossen in der Urschweiz zur Begutachtung. Zuerst antworteten diese mit Gründen für die Existenz Tells, die mit Leichtigkeit widerlegt werden konnten. Als aber Haller dringend nach Urkunden und Dokumenten verlangte, sandte der Pfarrer Imhoff zu Schattdorf im Kanton Uri, welchem das Schicksal seines Lokalhelden besonders am Herzen lag, 15 Kopien von Urkunden und Dokumenten, mit denen er seinen Gegner und



Tell vor dem Gesslerhut (Apfelschuss). Freskogemälde in der Tellskapelle von Stüdelberg.

alle Tellzweifler aus dem Feld zu schlagen hoffte. Darüber schrieb Freudenberger an Haller unterm 15. Juni 1759 in einem lateinischen Brief am Schlusse zusammenfassend ungefähr folgendes:

„... Die Beweise, die Imhoff für die Existenz beigebracht hat, stehen auf schwachen Füßen. In einem anonymen Briefe in deutscher Sprache werde ich mich so stellen, als ob mich die Beweisführung Imhoff überzeugt hätte, um ihm später um so besser seine bodenlose Unwissenheit vor Augen zu führen.“

Am 27. Juni ging dieses anonyme Schreiben bei Haller ein, welcher es an Imhoff weitergab. Hallers Freund, der Luzerner Historiker Felix Balthasar, warnte vor einer Veröffentlichung des Angriffes auf den Tellglauben. Trotzdem erschien zu Anfang des Jahres 1760 Hallers anonyme Streitschrift „Guillaume Tell, une fable danoise“, und Freudenberger gab die gleiche Schrift ebenfalls anonym unter dem Titel „Der Wilhelm Tell, ein dänisches Märchen“ in deutscher Sprache heraus. Nun scheint aber Haller das nahende Ungewitter geahnt zu haben, denn er bekannte sich Balthasar gegenüber auf wenig tapfere Weise in einem Schreiben vom 28. Februar 1760 zur Autorität der besser verfaßten französischen Schrift: Diese sei nichts weiter als ein Spaß, den er im Herbsturlaub aus dem Gedächtnis verfertigt und für sechs Kreuzer verkaufe. Sein Name aber möge verschwiegen bleiben. Und Balthasar hatte guten Grund, seinen Freund, des großen Hallers Sohn, durch Geheimhaltung seines Namens zu schonen, denn der Stand Uri ließ die Tellstreitschrift öffentlich durch Hengstenhand verbrennen und empfahl in einem Protestschreiben allen eidgenössischen Ständen die Unterdrückung dieser keßerischen Schrift. Schon damals waren aber zahlreiche Geschichtsfreunde der gleichen Meinung wie Haller in seiner Bibl. d. Schweiz. Gesch. V 75:

„Vielleicht würde eine frühere Nachricht oder gültige Urkunde über das Daseyn dieses Mannes (Tells) mehr bewiesen haben als eine gerichtliche Verdammung.“

Wenn auch keine der beiden Schriften den Verfasser, den Drucker, noch den Drudort meldeten, so wußte man in Uri doch, daß die Urheber derselben Berner waren. In einem besondern Schreiben Uri an Bern, verlangte die durch solchen Hochverrat tief beleidigte Urnerregierung Satisfaktion. Unterm 29. Juni 1760 schrieb Balthasar in dieser Angelegenheit an Haller:

„Wie ging es in ihrer Vaterstadt auf das urnerische Schreiben zu? Man wird ihnen (den Urnern) sonder Zweifel geantwortet haben, der Verfasser sei ihnen nicht bekannt? Ich meines Orts, wenn ich Sie wäre, so würde ich gleich in der nächsten Ausgabe (der Bibl. d. Schw. Gesch.) bei dem Artikel Uri der Tellischen Fabel als einer anonymistischen Schrift Erwähnung thun und mit einigen Worten ihres Schicksales, als wenn Sie es selbst guthießten, gedenken und noch dabei melden: Das vielleicht der Autor dieser Schrift des Sinns gewesen, den einen oder andern Patrioten aufzuwecken, die Tellische Geschichte in ein besseres Licht zu stellen. Ich glaube, dieses würde ihnen bei denen, die wissen, daß sie der Verfasser sind, mehr Ehre machen als irgend etwas anderes.“

Balthasar selbst gehörte zu diesen guten Patrioten, denn er gab bald darauf eine anonyme Verteidigungsschrift heraus, in welcher er die „Dänische Fabel“ heftig bekämpfte. In seinen Beweisführungen konnte er sich aber nur auf die „Urkunden und Dokumente“ Imhoffs stützen und führte dazu ein Zitat aus einer angeblichen Klingenberger Chronik an, die aber nie existiert hat. Darnach sei Tell Meier der Aeltesten von Zürich zu Bürglen und Schwiegerohn des Walter Fürst von Attinghausen gewesen. Auch werden ihm zwei Söhne, der ältere Wilhelm und der jün-

gere Walter zugeschrieben. Nach dem Katalog der Tellausstellung ist diese Chronikstelle zweifellos erst ein Machwerk des 17. und 18. Jahrhunderts, da schon die Sprache den späten Ursprung verrät. Nun ließen sich die Urner nicht lumpen. Sie sandten Balthasar, dem Retter Tells, ein schmeichelhaftes Dankschreiben mit einer goldenen Denkmünze. Prof. Spreng in Basel, der über den Tellstreit sehr gut informiert war, weil er selbst auch die Abfassung einer Tellverteidigungsschrift ins Auge gefaßt hatte, beglückwünschte Balthasar zu seinem Erfolg u. a. folgendermaßen:

„Wäre ich Meister gewesen, der Verfasser der sogenannten Dänischen Fabel hätte die guldene Denkmünze kriegen sollen aus Dankbarkeit, daß er den Tellen so lieberlich angefochten, daß ihn ein Vernünftiger unmöglich läugnen kann noch darf. Und Sie hingegen hätte ich wader gestraft, daß Sie den Tellen so schwach verfochten, daß ein Schwachgläubiger oder Spötter ihn vollends verläugnen möchte.“

Daß sich Angreifer und Verteidiger der Tellsgeschichte die Aufgabe sehr leicht gemacht hatten, ist dem ohne weiteres klar, der die spätere Tellstreitliteratur damit vergleicht. Andererseits müssen wir den beiden Bernern dankbar sein, daß sie es damals gewagt haben, den festgewurzelten Tellglauben im Interesse der geschichtlichen Wahrheit in Frage zu stellen. Ohne Zweifel haben sie ihre Absicht „Patrioten aufzuwecken, die die Tellische Geschichte in ein besseres Licht zu setzen suchten“ erreicht. Unangenehm berührt es uns allerdings, wenn wir Haller vier Jahre nach dem Tode Freudenbergers in den Reihen der Tellverteidiger wiederfinden. In seiner „Vorlesung, gehalten im hochlöblichen äußern Stande zu Bern den 21. März 1772“ verteidigte er den Tell mit den Imhoff-Balthasarschen Gründen, die er und Freudenberger ein Jahrzehnt vorher als unhaltbar angefochten hatten. Die Verwendung hochtönender rhetorischer Phrasen läßt aber im Leser der Hallerschen Verteidigungsschrift, die Ueberzeugung reifen, der Verfasser sei nur aus politischen Gründen ins gegnerische Lager übergetreten. Vor zwölf Jahren, am 23. März 1760, hatte er nämlich an Balthasar geschrieben:

„Ich habe auch wirklich dem Gedächtnis des Tell ein Sühnopfer geleistet, da durch mein Antrieß der hiesige äußere Stand denselben am verwichenen Ostermontag im Pomp aufgeführt hat, begleitet von dem kleinen Knaben Tells mit dem Freiheits Hut, Apfel usw. Ein anderes wird mein Stillschweigen sein.“

Nun scheinen aber der beleidigte Nationalheld und dessen Freunde von Haller auch das schwerste Sühnopfer gefordert zu haben: Öffentliche Satisfaktion. Mit seiner im Druck erschienenen Vorlesung hat Haller den Tellverteidigern eine neue, allerdings ungefährliche Waffe geschmiedet, die zusammen mit der Balthasarschen Schrift gleichen Inhalts 1824 neu aufgelegt wurde.

Die eben geschilderte Geheintuerei der Tellstreiter, die uns heute anwidert, müssen wir aus der Zeit heraus begreifen; sie war ein Gebot der Klugheit und Selbsterhaltung. Keiner wollte einer historischen Studie zu lieb seinen Ruf und seine Existenz aufs Spiel setzen. Und daß sie sich des gefährlichen Unternehmens bewußt waren, beweist die Einleitung zum „Dänischen Märchen“:

„Die Liebe zu dem Ruhm meines Vaterlandes verpflichtet mich eine Untersuchung anzustellen, die eben so gar großen Nutzen nicht schaffen, und vielleicht gefährlich sein dürfte.“

Als dann zur Zeit der Helvetik Tell als Freiheitsheld auf der Höhe seines Ruhmes stand und sein Bildnis in das helvetische Staatsiegel aufgenommen wurde, schrieb Dufferer, der bekannte Berner Maler und Kupferstecher 1799 sein Fluggedicht „Wilhelm Tell“, in welchem er den Tellstreit ironisch mit den Worten erwähnt:

„Und dennoch ist es offenbar,

Entsetzlich und doch sonnenklar,

Daß mancher Thomas jetzt noch zweifelt,

Ob je ein Telle war. — Ganz verteuflert Erschraf das Publikum als mal
Ein Münzenkenner (Haller) ihm empfahl,
An dich, mein Held, nicht mehr zu glauben,
Er wollt' ihm seinen Liebling rauben,
Schrieb, als geschäh's von ungefehr,
Die Dänen hätten gleiche Mär
Und Mann und Apfel, Pfeil und Bogen,
Seh'n wie der Junge, wohl erlogen.“

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entdeckte nun der hervorragende luzernische Geschichtsforscher J. E. Kopp bei eindringendem Studium des urfundiichen Materials, daß Johannes von Müllers auf Tschubn fußende Darstellung der Entstehung der Schweiz, die Erzählungen vom Rütlibund, vom Tell, der Vertreibung der Bögte und andere, unhaltbar seien und lieferte durch seine ausgedehnten Forschungen die Bausteine zur wirklichen Geschichte derselben. Die vielumstrittene Tellage ist demnach nur als Glied eines fünfteiligen Sagenzyklus aufzufassen, wie ihn das Weiße Buch von Sarnen zum erstenmal als geschlossene Einheit überliefert. Der Obwaldner Landschaftsreiber Hans Schriber hat diese Urkundenansammlung und Chronik — ihres weißen Einbandes wegen „Weißes Buch“ genannt — zur Zeit der Burgunderkriege zusammengestellt. Ihm stund in mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung der Inhalt nachfolgender Urkunden und Chroniken zur Verfügung:

1. Eine Pergamenturkunde vom 24. Juni 1329 (Kantonsarchiv Schwyz), worin Kaiser Ludwig der Baier den Reichsvögten verbietet, in den Waldstätten Schwyz, Uri und Unterwalden die Leute an Leib und Gut zu bedrücken und befiehlt, sie bei allen ihren hergebrachten Rechten, Gewohnheiten und Freiheiten unangefochten zu lassen. Möglicherweise habe diese Urkunde den Anlaß zu den in den Waldstätten umgehenden Sagen von den Bedrückungen der Bögte gegeben, vermutet der Redaktor des Kataloges der Tellausstellung.

2. Auch Konrad Justingers Berner Chronik von 1420 und

3. Hemmerlins, des Zürcher Chorherren Streitschrift gegen die Eidgenossen aus der Zeit des alten Zürichkrieges melden schon die Bedrückung der Waldstätte durch Bögte. Der letztere erzählt erstmals die Sage von der Tötung eines ungenannten Vogtes auf dem Schloß der Insel Schwanau im Lowerzersee durch verschworne Schwyzler und die Vertreibung Landenbergs durch die Unterwaldner. Tell wird aber noch nicht erwähnt.

4. In der Stretlinger Chronik überlieferte 1460 der Berner Pfarrer Eulogius Ryburger die Sage vom Herkommen der Schwyzler und Oberhasler aus Schweden, welche im Weißen Buch ebenfalls erwähnt wird.

5. Dazu soll Schriber auch eine leider bisher noch nicht aufgefundenen alte Schwyzler-Chronik zu Rate gezogen haben, welche den Sagenstoff, wie ihn das Weiße Buch überliefert, in ähnlicher Anordnung schon enthalten haben mag.

An Hand der Schilderung im Weißen Buch und der eben genannten Grundlagen dazu hat der Basler Geschichtsforscher August Bernoulli die Befreiungsgeschichte kritisch untersucht und seine Ergebnisse in der 1899 erschienenen Schrift „Die Sagen von Tell und Stauffacher“ niedergelegt. Er unterscheidet einen fünfteiligen Sagenkreis:

Die Sage von den Däsen im Melchi,

Die Sage vom Bade in Altsellen,

Die Sage vom Stauffacher und dem Rütli,
und darin eingeschlossen

Die Tellensage, und zuletzt

Die Sage von dem Ueberfall der Burg Sarnen.

In jeder der fünf Sagen ist die Erinnerung an eine wirkliche Begebenheit enthalten. Durch tendenziöse Verschär-

fung der Konflikte wurden diese Begebenheiten in Verbindung mit ausschmückenden Zutaten zu den Sagen, die uns als wirkliche Geschichte überliefert worden sind. Bernoulli sieht in der Sage von den Däsen im Melchi eine Erinnerung an eine Pfändung für rückständige Steuern. Der Sohn wehrt sich beim Vollzug, flieht und sein Vater muß für ihn büßen. Trotzdem die Blendung für die damalige Zeit nicht als eine ganz ungewohnte Strafe angesehen werden kann, lassen doch verschiedene Umstände den Schluß zu, die Blendung sei Zutat eines Chronisten. Das Gegenstück, die Sage vom Bade zu Altsellen, hat wohl eine dem Sageninhalt entsprechende Begebenheit aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zur Grundlage. Damals bestund das für viele Herren urkundlich nachgewiesene Recht, zeitweise bei einem Bauern einzureiten und sich bewirten zu lassen. Auch der Uebergriff, den sich einer dieser Herren erlaubt haben soll, erscheint nicht unwahrscheinlich. Die beiden Sagen haben für die Befreiungsgeschichte wenig Bedeutung. Sie dienen nur dazu, den primären Druck der Waldstätte, die Ursache, die zur Befreiung führte, mit scharfen Linien zu markieren.

Die Stauffacher-Sage schildert Zustände, wie sie vor einem Aufstande im Jahre 1247 im Lande Schwyz bestanden haben mögen. Die einzige Urkunde, die den eben erwähnten Aufstand der Schwyzer ahnen läßt, ist ein Brief des Papstes Innozenz IV. vom 28. August 1247. Geschichtlich erscheinen der Stauffacher mit dem steinernen Hause und die Stauffacherin, die ihn mit klugem Räte nach Uri weist, und der von ihm auf dem Rütli gestiftete Geheimbund, dessen Glieder sich nächtlich auf dem Rütli versammelt, um den Aufstand des Jahres 1247 zu beraten. Den nachfolgend aus dem Weißen Buche zitierte Abschnitt über den Schwur der drei Eidgenossen müssen wir als ungeschichtlich fallen lassen.

„Nu was des armen Mannes Sun von Underwalden gewichen und was niena sicher, der des von Landenberg mit dem Gart den Finger enzwien geslagen hat, darumb sin Vatter vom Herren erblent was, und röv in sin Vatter und hetti den gern gerochen. Der kam ouch zu dem Stou-pacher, und kamen also einer der Fürsten von Uri und der ußer Melche von Underwalden, und klagt jeklicher dem Andern sin Not und sin Kumber und wurden ze Rat und swuren zesammen. Und als die drey einandern gesworn hatten, da suchten sy und funden ein Nid dem Wald: der swur ouch zu innen.“

Dieser Abschnitt dürfte Hans Schriber selbst zugeschrieben werden, der Underwalden durch den „ußer Melche“ auch am Bunde teilnehmen lassen will. Nachträglich findet er, daß auch Nidwalden einen Vertreter haben sollte und suchte und „fund ein Nid dem Wald: der swur ouch zu innen.“

Die Tellsage zeigt mythische Sage, wahre Begebenheit und ausschmückende Zutat der dichtenden Volksphtasie in engster Verbindung. Geschichtlich bleibt der aufgesteckte Hut, die Gefangenschaft des Rebellen außer Landes und seine spätere Rache durch den Schuß in der Hohlen Gasse. Dem aufgesteckten Hut wird allerdings eine andere Bedeutung gegeben, zu welcher uns der einzige neue Artikel im Bundesbrief von 1291 berechtigt.

„Wir haben auch in gemeinsamem Ratsschlag und mit einhelligem Beifall einander gelobt, beschlossen und verordnet, daß wir in den genannten Tälern keinen Richter, der sein Amt um irgendwelchen Preis oder um Geld erkaufte hätte oder der nicht unser Einwohner oder Landmann wäre, irgendwie annehmen oder anerkennen wollen.“

(Schluß folgt.)

Das Deutschland des Krieges.

Von Gustav W. Eberlein.

I. Das doppelte Gesicht.

(Nachdruck verboten.)

Bismarcks Titanenschatten lagerte über seinem Reich. Und an den Stein- und Ermälern seiner schier legendären Gestalt türmten sich die Jahrhundertkränze zuhauf. „Dem eisernen Kanzler in eiserner Zeit“ stand auf einem geschriebenen von der Hand desselben Kaisers, der einst als Werdender den erprobten Reden aus dem Sachsenwald hatte gehen heißen. Vom Kaiser, dem ersten Diener seines Staates, herab bis zum letzten, fühlte unter dem Druck der ungeheuren Belastungsprobe auf das Werk des Kanzlers ein Siebzigmillionenvolk erschauernd die Größe der Zeit. In die Urgewalt dieser Andacht aber piepsten die Stimmen der Kleingeister hinein: „Ostern ohne Kuchen!“ Und von den Hinterhäusern Schwabings bis zum Kurfürstendammmaulte mehr oder minder ernsthaft, wer Bismarck in der Hauptsache nach dem Hering seines Namens kannte.

So kommt es, daß heute jeder in Deutschland das findet, was er je nach seiner politischen Färbung oder seinen Sympathien sucht und zu finden hofft. Ist er Journalist, oberflächlicher oder einseitiger Journalist, so wird er demgemäß seiner Zeitung entweder von der hinreichenden vaterländischen Begeisterung der Deutschen oder ihrem umstürzlerischen Geist, von schönen Phrasen oder marxigen Worten, von gesunder Volkswirtschaft oder Hungerrevolten zu berichten wissen. Außerdem könnte er schildern, wie es in Wirklichkeit ist. Solche Wahrheitsucher sind bis jetzt sehr dünn gesät. Um so eindringlicher mahnt das obige Beispiel, mit unbefangenen, oder, wie man gegenwärtig vorzieht zu sagen, neutralen Augen zu sehen.

Der erste, schlechthin überwältigende Eindruck, den man von dem Deutschland des Krieges empfängt, ist der, daß

es sich in keiner Weise von dem Deutschland des Friedens unterscheidet. Dem tiefer Schürfenden fallen, wie immer und überall, sowohl kraftstrotzende wie abgestorbene Wurzeln in die Hand, beide zusammen genommen Beweis eines kräftigen, sich unaufhörlich ergänzenden; verjüngenden Lebens. Wer aber ein Interesse daran hat, mag mit kritischem Zeigefinger bloß auf die toten Wurzeln hinweisen: „Böse Symptome!“ Wie sich eine Perspektive je nach dem Standpunkt des Beobachters und seinem Gesichtswinkel verschiebt, so ergeben sich aus den subjektiven Betrachtungen Deutschlands in seiner schwersten und größten Stunde wechselnde Bilder. Den Grundton jedoch gibt immer die Größe, ein gewaltiges Ereignis an; die Beigaben und Zutaten sollen sie bald herausarbeiten auf Kosten ungünstiger Nebendinge, bald zu deren Gunsten verkleistern. Die kleinen neutralen Staaten sind durch ihre Neutralität durchaus nicht davor gefeit, diesem Beiwert gleich einem schlechten Kunstkritiker mehr Gewicht beizulegen, als ihm zukommt, ja, darüber die grandiose Eigenart des Ganzen zu übersehen; sonst könnte es nicht geschehen, daß sich so mancher Brave innerhalb seiner vier friedlichen Wände für berechtigt fühlt, über das Tun und Treiben der in einem gigantischen Ringen um ihr Schicksal stehenden Großmächte Schulnoten auszuteilen, oder gar glaubt, mit papierernen Protesten und Ermahnungen das Furioso des Schwertertanzes in ein Adagio zu verhexen. Rührend, aber, wie man am Herde des Weltgeschehens erkennt, undankbar ist der aus dem Bestreben, jede der feindlichen Mächte als gleichgut, gleichgroß, gleichfehlbar hinzustellen, geborene Zug einiger deutschschweizerischer Blätter, tadelnswerte Kleinigkeiten des kriegführenden Deutsch-